

Leseprobe

Walter Gödden

# Traumata

Psychische Krisen  
in Texten von Annette von Droste-Hülshoff  
bis Jan Christoph Zymny

Ein Materialienbuch

AISTHESIS VERLAG

---

Bielefeld 2021

Die vorliegende Veröffentlichung erscheint im Rahmen des Projekts  
»Outside I Inside I Outside. Literatur und Psychiatrie«  
gefördert von der LWL-Kulturstiftung und vom Land Nordrhein-  
Westfalen. Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport

# LWL

Für die Menschen.  
Für Westfalen-Lippe.



**Ministerium für Familie, Kinder,  
Jugend, Kultur und Sport  
des Landes Nordrhein-Westfalen**



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2021  
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld  
Umschlaggestaltung: Maximiliane Spieß  
Satz: Germano Wallmann, [www.geisterwort.de](http://www.geisterwort.de)  
Druck: docupoint GmbH, Magdeburg  
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-8498-1766-4  
[www.aisthesis.de](http://www.aisthesis.de)

# Inhalt

Vorab	9
WELTSCHMERZ in Anton Mathias Sprickmanns Autobiografie <i>Meine Geschichte</i> (1787ff.)	11
TODESÄNGSTE in Annette von Droste-Hülshoffs Werken und Briefen	22
INNERE ZERRISSENHEIT – Christian Dietrich Grabbes Briefe	39
SCHIZOPHRENE GEWALT in Peter Hilles Erzählung <i>Ich war der Mörder</i> (1888)	56
TÖDLICHER WAHNSINN in Gustav Sacks Romanfragment <i>Paralyse</i> (1913/14)	69
PSYCHIATRIEERFAHRUNGEN in Lebenszeugnissen Jakob van Hoddis’ und Gustav Sacks (1912/1916)	84
PERSÖNLICHKEITSSPALTUNG in Adolf von Hatzfelds Erzählung <i>Franziskus</i> (1919)	92
DROGENABHÄNGIGKEIT in Paul Schallücks Roman <i>Die unsichtbare Pforte</i> (1954)	103
TRAUMATA in Peter Paul Althaus’ Gedichtband <i>Wir sanften Irren</i> (1956)	114
DESTRUKTIVER NARZISSMUS in Heinrich Schirmbecks Roman <i>Ärgert dich dein rechtes Auge. Aus den Bekenntnissen des Thomas Grey</i> (1957)	127

MORDFANTASIEN in Thomas Valentins Roman <i>Hölle für Kinder</i> (1961)	146
UNBEWÄLTIGTE SCHULDKOMPLEXE in Jenny Alonis Roman <i>Der Wartesaal</i> (1969)	156
GEFÜHLSCHAOS in Karin Strucks Roman <i>Klassenliebe</i> (1973)	164
UNBEWÄLTIGTE VERGANGENHEITSERFAHRUNG in Rainer Horbelts Roman <i>Die Zwangsjacke</i> (1973)	174
ENTFREMUNG in Sozialreportagen von Max von der Grün	182
RADIKALE SELBSTENTBLÖSSUNG in Ernst Müllers <i>Mancha</i> -Romanen (1982-1996)	190
HALLUZINATIVE WELTFLUCHT in Werner Zilligs Roman <i>Die Parzelle</i> (1984)	200
REALITÄTSVERLUST in Wolfgang Welts Romanen <i>Peggy Sue</i> (1986), <i>Doris hilft</i> (2009) und <i>Fischsuppe</i> (2014)	205
HILFLOSIGKEITSGEBÄRDEN in Walter Liggesmeyers Gedichtband <i>Schwarze Zeit</i> (1989)	218
IDENTITÄTSVERWIRRUNG in Erwin Grosches Theaterszenen und seiner Krimi-Groteske <i>Alle Gabelstaplerfahrer stapeln hoch</i> (1993)	227
GEWALTFANTASIEN in Ludwig Homanns Erzählungen und Romanen	242
KREBSERFAHRUNG (1) in Hans Dieter Schwarzes Roman <i>Rote Vogelschwärme</i> (1994)	251
ÜBERSPRUNGSHANDLUNGEN in Jörg Uwe Sauers Roman <i>Uniklinik</i> (1999)	256

IDENTITÄTSVERLUST in Martin Jürgens' Inszenierung von Robert Walsers Roman <i>Jakob von Gunten</i> (2000-2002)	266
KRANKHAFT OBESSIONEN in Judith Kuckarts Romanen <i>Kaiserstraße</i> (2006) und <i>Der Bibliothekar</i> (1998)	280
KREBSERFAHRUNG (2) in Michael Klaus' Romanen <i>Totenvogel Liebeslied</i> (2006) und <i>Tage auf dem Balkon</i> (2009)	288
SELBSTENTFREMUNG in Hans-Ulrich Treichels Romanen <i>Anatolin</i> (2008) und <i>Der Verlorene</i> (1998)	298
MUTTERVERLUST: Peter Wawerzineks Roman <i>Rabenliebe</i> (2010)	305
MINDERWERTIGKEITSGEFÜHLE in Andreas Mands Roman <i>Der zweite Garten</i> (2015)	321
DEPRESSIONEN in Tobi Katzes Roman <i>Morgen ist leider auch noch ein Tag. Irgendwie hatte ich von meiner Depression mehr erwartet</i> (2015)	331
NAHTODERFAHRUNG in Nina Georges Roman <i>Das Traumbuch</i> (2016)	345
TODESSEHNSUCHT in Tim Krohns gleichnamiger Erzählung (2017)	356
NO-RESTRAINT – Andreas Kollenders Roman <i>Von allen guten Geistern</i> (2017) über Ludwig Meyer, einen Pionier der Psychiatriebewegung	363
LEBENSÜBERDRUSS in Christoph Höhtkers Roman <i>Das Jahr der Frauen</i> (2017)	379
POSTTRAUMATISCHE BELASTUNGSSTÖRUNGEN in den Romanen Klaus Märkerts (2009-2019)	384

GRÖSSENWAHN in Jan Philipp Zymnys Roman <i>Grüß mir die Sonne</i> (2017)	395
AMNESIE in Christian Y. Schmidts Roman <i>Der letzte Huelsenbeck</i> (2018)	403
BINDUNGSLOSIGKEIT in Susan Krellers Jugendroman <i>Elektrische Fische</i> (2019)	413
SUIZIDGEFÄHRDUNG in Burkhard Spinnens Roman <i>Rückwind</i> (2019)	418
PHOBIEN in Helge Timmerbergs Reiseroman <i>Das Mantra gegen die Angst</i> (2019)	425
ADHS-SYMPТОМАТИК in Thorsten Nagelschmidts Roman <i>Arbeit</i> (2020)	431
VERLUSTERFAHRUNGEN in Michael Roes' Essayband <i>Melancholie des Reisens</i> (2020)	434
GESPALTENE WAHRNEHMUNG in Timon Karl Kaleytas Roman <i>Die Geschichte eines einfachen Mannes</i> (2021)	447
Dank	461

## Vorab

43 Fallstudien und jede bietet eine andere Facette des Themas »Literatur und psychische Desorientierung«. Doch es gibt auch Verbindendes, All-gemeingültiges: Ein Weltschmerzdichter wie Anton Mathias Sprickmann wurde im 18. Jahrhundert ebenso von psychischen Krisen heimgesucht wie der heutige Poetry-Slammer Jan Philipp Zymny; Todesängste, wie sie Annette von Droste-Hülshoff Anfang des 19. Jahrhunderts existentiell durchlitt, begegnen auch beim Ruhrgebiets-Szeneautor Klaus Märkert. Das Thema ›Krankheit‹ zieht sich wie ein roter Faden durch die Literatur, und die These, dass sie den Hintergrund und oft die eigentliche Triebfeder des kreativen Schaffensprozesses bilde, wird durch die vorliegende Untersuchung nicht revidiert, sondern einmal mehr bestätigt.

Das inhaltliche Spektrum ist dabei weit gespannt. Genie und Wahnsinn liegen oft dicht beieinander, sei es inhaltlich oder auch beim literarischen Schaffensprozess. Häufig hat das Thema etwas Endgültiges, etwa bei der literarischen Verarbeitung von Krebserkrankungen in den szenischen Romanen von Hans Dieter Schwarze und Michael Klaus. Der Mensch wird dabei ebenso zum Opfer wie bei Suchterkrankungen oder Medikamentenabhängigkeit (vgl. Paul Schallücks Roman *Die unsichtbare Pforte*). Mehrfach spielt bei den hier vorgestellten Texten die Handlung in einer Psychiatrie oder ist aus der Sicht eines Protagonisten gespiegelt, der psychische Defekte aufweist. Neben persönlichen Dispositionen oder Gefährdungen werden wiederholt auch gesellschaftliche Umstände für pathologische Gefühlsverirrungen ins Feld geführt, besonders eindringlich in der Kombination mit Themen der NS-Zeit (wie in Jenny Alonis Roman *Der Wartesaal*).

Ein wiederum anderer thematischer Zweig streift psychologische Grenzbereiche, mehrfach im Zusammenhang mit Verlusterfahrungen (bis hin zu Nahtoderlebnissen) oder einer aus den Fugen geratenen Gefühlswelt (Phobien, unbefriedigte Liebesehnsucht, Narzissmus, Melancholie, Identitätskrisen, Suizidgefährdung). Eine extreme Position nimmt Ernst Müller ein, für den ein schizoides Leben die Grundvoraussetzung seines Schreibens ist. Hier keimen Gedanken auf, wie sie in den 1960er Jahren im Zusammenhang mit der Anti-Psychiatrie-Bewegung

(reflektiert in Karin Strucks Roman *Klassenliebe*) diskutiert wurden. Ein anderer Beitrag verlässt das Gebiet des Fiktionalen und spürt den Aufenthalt Jakob van Hoddis' und Gustav Sacks in westfälischen Nervenkliniken nach.

Für all dies finden sich in der Literaturgeschichte der Vergangenheit und Gegenwart unzählige Beispiele. Beim vorliegenden Buch liegt der Fokus auf den Werken westfälischer Autorinnen und Autoren. Einmal mehr wird die regionale Perspektive auf den Prüfstand gestellt und hinterfragt, welchen Beitrag sie zum vorgeschlagenen Thema zu leisten vermag. Hinsichtlich der westfälischen Literatur wird diesbezüglich Neuland beschritten, sehr wohl wissend, dass sich das Thema nicht regional verorten und erst recht nicht vereinnahmen lässt. Dieser eingeschränkten Perspektive zum Trotz erwiesen sich die Recherchen als durchaus ergiebig, ja, sie können, mit Blick auf andere Literaturlandschaften, möglicherweise sogar einen gewissen Modellcharakter beanspruchen.

Die vorliegende Untersuchung nähert sich dem Thema aus der Sicht des Lesers, nicht der eines Therapeuten. Sie versteht sich in erster Linie als Materialienbuch, das mit ausführlichen Zitaten die literarischen Werke selbst zum Sprechen bringen möchte. Ein übergeordnetes Ziel war, eine erhöhte Sensibilität gegenüber einer Thematik wachzurufen, die in literaturgeschichtlicher und -kritischer Hinsicht oft ein Schattendasein fristet. Ebendies ist auch das Hauptanliegen des Projekts »Outside Inside Outside« (2021-2023), in dessen Kontext die vorliegende Untersuchung entstand. Es rückt in Form einer Ausstellung, eines Symposions, einer Tagung und einer Vielzahl von Veranstaltungen die Literatur von Outsider-Künstler\*innen in den Mittelpunkt und damit Aspekte der Teilhabe am gesellschaftlichen und künstlerischen Diskurs und Produktionsprozess. Darüber hinaus sollte aber auch gezeigt werden, dass psychische Krisen in kanonisierten Texten eine besondere Rolle spielen.

Für den Verfasser war es, so viel sei noch angefügt, ein lohnenswerter Ausflug in ein bis dahin wenig wahrgenommenes, gleichwohl relevantes Themenspektrum. Es hat einen neuen, erweiterten Blick auf literarische Texte eröffnet.



## **VERLUSTERFAHRUNGEN in Michael Roes' Essayband *Melancholie des Reisens* (2020)**

Zum Abschluss dieses Buches noch einmal das Leiden an der Gegenwart und an der Leere des modernen Lebens. Ist nicht derjenige, der sich mit den Bequemlichkeiten der westlichen, zivilisierten Gesellschaft arrangiert hat, dem Tod viel näher als jemand, der sich ihm bewusst aussetzt? Solche Fragen bilden den Hintergrund von Michael Roes' Romanen und speziell seines Essay-Bandes *Melancholie des Reisens* (2020). Das Vertraute ist, wie Roes sagt, »eben auch das Abgelebte, Verbraachte, Schalgewordene«. (S. 146) Und: »Ich denke jeden Tag an den Tod, seit meiner Jugend. Das ist aber kein beängstigendes Gefühl, sondern eine ständige Selbstvergewisserung. Lebe ich auch lebendig, mache ich das Beste aus meiner Zeit?« (S. 501)

Für Roes findet der heutige Mensch erst durch radikale Fremderfahrung zu sich selbst. Seine oft monatelangen Reisen führten ihn nach Afghanistan, Israel, Jemen, Mali, Marokko, Albanien, Tunesien und viele weitere arabische und afrikanische Staaten, auch in die USA, darin eingeschlossen außergewöhnliche, auch riskante Situationen:

Es gibt auf Reisen, zumindest auf meinen Reisen, durchaus lebensgefährliche Situationen, und es ist das höchste Gefühl der Lebendigkeit, wenn das Leben bedroht ist. Das unbewegte Leben ist dem Tod deswegen so nah, weil es so unlebendig ist. Reisen bedeutet, sich der Gefahr auszusetzen. Es gibt eine ganze Industrie abenteuerlicher Selbstgefährdung, weil wir Menschen das in unserem Alltag offenbar vermissen [...]. (Ebd.)

In *Melancholie des Reisens* finden sich gleichlautend Sätze wie:

Lebensgefahr ist zweifellos ein hervorragendes Antidepressivum. (S. 83)

Zugleich, davon bin ich überzeugt, sucht jeder Reisende auf seiner Reise insgeheim den Tod. Auf der Reise zu sterben fern der heimatlichen Erde, verschafft ihm eine Art Unsterblichkeit. (S. 227)

Das Reisen erzeugt eine gesteigerte Bewusstheit für Körperliches, für die Gerüche, die Temperaturen, das Atmosphärische, für alles, was man nicht nur durch das Lesen am Schreibtisch erfahren kann. Man kann beim Lesen eine Menge erfahren, nicht aber das unmittelbare körperliche Da-Sein an einem anderen Ort, dazu muss ich mich dorthin bewegen. Deswegen muss ich da gewesen sein, an den Schauplätzen, über die ich schreibe, weil der Reflexion über sie sonst etwas Elementares fehlt. (S. 502)

Jede Reise hat ihre Freuden und Wunden. Freuden und Wunden gehören zusammen. Manchmal sind es gerade die Freuden, die die Wunden schlagen. (S. 164)

In 13 Essays schildert Roes die mit seinen Reisen verbundene gesteigerte Selbstwahrnehmung, die schon im Vorfeld einsetzt:

Habe ich Angst? Nein. Ist es leichtsinnig, keine Angst zu haben? Jeder Aufbruch ist mit Wochen voller Melancholie verbunden, einer Melancholie, die fast die Symptome einer Depression trägt ... Nahezu jeder meiner längeren Reisen geht diese wochenlange Zeit der Schwermut voraus. Etwas stirbt, etwas Neues kämpft sich ins Leben. (S. 43)

Ein hohes Maß an Leidensfähigkeit ist einkalkuliert:

Aber der Gewinn ist enorm: eine Intensität des Erlebens, unwartiert vom Geschwätz der Begleiter, eine gesteigerte Form der Lebendigkeit, die uns süchtig macht, und vor allem eine Rückeroberung unseres eigenen Körpers, der diese Bewegung erlebt oder erleidet. (S. 108)

Aus dem Gefühl einer »abgrundtiefen Verlorenheit« (S. 251) schöpfe er das Gefühl von Selbstgewissheit und Glück. Roes spricht in diesem Zusammenhang von einer obsessiven »Sehsucht«, die er immer wieder neu zu befriedigen suche.

In Aden buchte er dasselbe Hotelzimmer wie einst der französische Dichter Arthur Rimbaud:

Unter genau diesen schwarzen Balken, von denen sich die Zecken und Wanzen nun auf mich stürzen, hat sich womöglich Rimbaud in schlaflosen Nächten gewälzt, das Leben im Allgemeinen und diese Stadt im Besonderen verfluchend. (S. 12)

Nachts wurde er von plötzlichen Gewehrsalven und heftigen Explosionen geweckt:

Zunächst denke ich an ein Feuerwerk, wie es manchmal während Hochzeitsfeiern abgebrannt wird. Doch ein kurzer Blick auf mein Handy sagt mir, dass es halb drei in der Nacht ist. Bei der nächsten Explosion beben die Wände des Hotels. Es scheint, als wären in meiner unmittelbaren Nachbarschaft heftige Gefechte ausgebrochen. Vor meinem inneren Auge sehe ich die Glastür des Hotels bersten und Vermummte ins Foyer eindringen. Sie schießen den Nachtportier nieder, greifen ins Schlüsselbrett nach den Passkopien, blättern sie rasch durch und sortieren sie nach Nationalitäten. Dann notieren sie sich die Zimmernummern und stürmen los. Ich ziehe mich an, gehe hinunter zur Rezeption und erkundige mich, was draußen auf der Straße los sei.

Der Nachtportier zuckt gleichgültig die Achseln: Das Verlagsgebäude von Al-Ayyam werde gerade von Regierungstruppen zusammengeschossen.

Ein Terroristennest?, frage ich.

Eine oppositionelle Zeitung, antwortet der Portier.

Ich weiß nicht recht, ob mich diese Erklärung wirklich beruhigt. Der Beschuss eines Verlagshauses mitten in der Altstadt Adens mit Maschinengewehren und Mörsergranaten auf Grund einiger regierungskritischer Artikel erscheint mir in seiner Maßlosigkeit dann doch weitaus beunruhigender als das befürchtete Wiederaufflammen des Bürgerkriegs. (S. 39f.)

Seine nächste Station war Kabul, wo er u. a. den Filmen und Romanen Pier Pasolinis nachspürte. Dort hatte er sich vorgenommen, Nigel Williams' gesellschaftskritisches Stück *Class Enemy* in afghanische Kontexte zu übertragen. Darüber hinaus konnte er sich seine jugendliche Truppe auch als Darsteller auf der Bühne oder vor der Kamera vorstellen. Er wohnte damals streng ghettoisiert etwa sieben Kilometer vor der Stadt auf einem abgeriegelten und bewachten Uni-Campus. Eine fast heile

Welt, verglichen mit der vollständig zerbombten Stadt, deren ehemalige Prachtstraße ihn an den Berliner Ku'damm anno 1945 erinnerte. Um sich nicht in trügerischer Sicherheit zu wiegen, verließ Roes das Camp durch einen verbotenen Nebeneingang. Bei anderer Gelegenheit machte er unerlaubt Filmaufnahmen, was zu Konflikten führte:

Auf dem Rückweg filme ich ein wenig aus dem fahrenden Wagen. Eine Polizeistreife hält uns an, zwei Uniformierte stürmen auf uns zu, reißen die Fahrertür auf und richten ihre Maschinenpistolen auf Mansoor. Meine Kamera ist schuld, begreife ich erst jetzt und versuche, die Situation zu beruhigen. Sie wissen natürlich, dass ich ein Ausländer bin, trotzdem oder gerade deswegen wollen sie entweder meine Kamera beschlagnahmen, ich könnte mit ihr ja Militärgeheimnisse oder mögliche Anschlagsorte ausspioniert haben, oder ein Bußgeld von zehntausend Afghani kassieren. Mansoor erklärt ihnen, ich sei ein Gast der Regierung, er kennt derlei Situationen zur Genüge, aber die Polizisten sind in diesen Geschäften ja nicht weniger erfahren und stoßen ihre Pistolenläufe noch brutaler in Mansoors Rippen. Mich wagen sie indessen nicht direkt zu bedrohen. Mansoor greift in seine Jackentasche, doch statt des geforderten Wegezolls zieht er sein Handy heraus und wählt eine gespeicherte Nummer, ehe die Polizisten es ihm untersagen können. Nach einem kurzen Wortwechsel reicht er den Uniformierten sein Handy, einer hält es sich ans Ohr, lauscht eine Weile, ohne ein Wort zu erwidern, dann gibt er Mansoor sein Handy zurück und wirft uns einen letzten mürrischen Blick zu. Warte nur, Kleiner, wir sehen uns irgendwann wieder – so deutete ich diesen Blick. (S. 90f.)

Bei der Universitätsleitung und der Bevölkerung stieß das sozialkritische Übersetzerprojekt zunehmend auf Widerstand:

Inzwischen ist von diesem projektiven Aufruhr auch der ferne DAAD in Bonn beunruhigt und sorgt sich um meine Sicherheit. Auch sie halten inzwischen ein Ende meines Seminars für die beste Lösung. Und ohne Unterricht mache ein weiterer Aufenthalt in Kabul wenig Sinn, also solle ich baldmöglichst nach Deutschland zurückkehren. Keiner der Beteiligten fragt mich nach meiner Einschätzung der Lage. Vielleicht ist sie ja in der Tat irrelevant. (S. 97f.)

Er wird quasi ausgewiesen. Roes resümiert:

Erst jetzt wird mir klar, auf dieser Reise war ich kein Reisender. Ein Reisender mischt sich nicht ein, ein Reisender hält sich zurück, er will nicht verändern, verbessern. Wenn er nicht mehr erwünscht ist, reist er ab, kehrt dorthin zurück, von wo er gekommen ist. Auch diese Freiheit verzeihen ihm jene, die zurückbleiben müssen, nicht. (S. 98)

In Tanger begab sich Roes auf die Spuren der Romane und Erzählungen der wilden 1960er, William Burroughs, Paul Bowles, Jack Kerouac. Dort wollte er mit Studierenden Frank Wedekinds *Frühlings Erwachen* auf die Bühne bringen, was eher schlecht als recht gelang. Auch hier waren Konflikte programmiert, weniger politische als geschlechtsspezifische. Diese hatten mit sozial-kulturell konnotiertem Rollenverhalten und sexuellen Tabus zu tun.

Anfangs herrschte Euphorie unter den über hundert Freiwilligen, die sich beteiligen wollten. Doch dann steigerte sich die Furcht der Studenten, »ihr kühles, protzendes Verhalten abzulegen und Schwäche, Verletzlichkeit oder Einfühlungsvermögen zu zeigen«. Während Roes' Abwesenheit sollte einer aus ihren Reihen das Projekt weiterführen, resignierte aber:

Es sei ihm nicht gelungen, schreibt Hicham, die Gruppe nach meiner Abreise zusammenzuhalten. Sie nähmen ihn nicht ernst und ignorierten seine Anweisungen. Er sei eben nur ihr Kommilitone.

Dann zählt er, in Fettdruck, die Gründe des Scheiterns auf: Sie kannten keine Disziplin, keine Pünktlichkeit, keine Ausdauer, sie hätten sich nur für die Teilnahme am Theaterprojekt beworben, um ihren Spaß zu haben. Jeder wolle der Star sein, keiner sich in die Gemeinschaft einfügen. Die wenigen, die noch ein Interesse am Gelingen des Projekts hätten, würden abwarten, dass ich zurückkäme. Bis dahin wollten sie mit den Super-Egos nichts zu tun haben.

Meine Aufgabe verschärft sich noch, indem ich die gleiche Anzahl an Berliner Studenten mit nach Tanger bringen werde, die mit der marokkanischen Truppe ein gemeinsames Ensemble bilden sollen. (S. 153f.)

Doch dann tritt das Überraschende ein, zwei Welten, zwei Kulturen »vermählten [sich zu] etwas Hybridem, Grenzüberschreitendem, das wir, wenn es seine unverwechselbare Form gefunden hat, *Kunst* nennen«. (S. 172)

Ebenso abenteuerlich gestaltete sich Roes' Versuch, in der israelischen Wüste Lessings *Nathan der Weise* als moderne dreisprachige Oper zu inszenieren und zu verfilmen – eine Art Undergroundaktion mit einkalkuliertem Scheitern:

Um nicht ewig darauf zu warten, dass ein Opernhaus sich der Uraufführung dieses Werkes annimmt, wollen wir es selbst mit Hilfe einiger Sängerfreunde in einer Art Guerillaaktion ohne Budget und Produzenten an »Originalschauplätzen« in Jerusalem verfilmen. *Guerilla filming* heißt, man arbeitet mit dem, was man vorfindet, Kulissen, Kostüme, Gesichter, dreht ohne Möglichkeiten der Wiederholung und immer unter Gefahr des Einbruchs unkontrollierbarer Wirklichkeit in die Inszenierung bis hin zum erzwungenen Abbruch. Die unter derartigen Bedingungen arbeitenden Künstler nehmen, da sie im Grunde keine andere Wahl haben, das Fragmentarische und womöglich Unabgeschlossene des entstehenden Werkes in Kauf. Die Alternative wäre, es gäbe überhaupt kein Werk. (S. 189)

Die Arbeit an solchen Projekten sei, so Roes, ein dynamischer, interkultureller Prozess, der mehr zähle als ein perfektes Endergebnis. *Melancholie des Reisens* führt mehrere Unternehmungen auf, die letztlich ins Leere laufen und dennoch einen Wert an sich darstellen.

In die Produktionstagebücher eingewoben sind kulturhistorische Beobachtungen. Das westlich geprägte Tel Aviv – laut, feucht, offen, sinnlich, lebendig, jugendlich, hedonistisch – gibt für Roes das Negativebeispiel einer modernen Stadtentwicklung ab. Vielmehr fühlte er sich zum ursprünglichen Jerusalem hingezogen. Es wirkte auf ihn »wie der dunkle Bruder dieser lebensfrohen weißen Stadt am Meer, verschlossen, mürrisch, eifersüchtig, halsstarrig, sinnenfeindlich, hochmütig« (S. 200) – und dadurch authentisch. Roes habe sich »dort immer glücklicher gefühlt als hier in Tel Aviv. Die Glückssucht und der Vergnügungszwang können genauso schwermütig stimmen wie der Opferwahn« (S. 200). Ein anderer Tagebucheintrag lautet:

Vieles, was ich einmal an Tel Aviv geliebt habe, gibt es nicht mehr, das Unaufgeräumte, Schmutzdelige, Improvisierte, das Levantinische, Arabische, Herzliche. Alle dunklen Ecken und Nischen, alle unkrautüberwucherten Brachen sind weggeräumt, hell ausgeleuchtet und kameraüberwacht. Die Stadt ist innerhalb einer Generation einer umfassenden Gentrifizierung anheimgefallen. Die Jungen, die Künstler, die Anarchisten fliehen, die Armen räumen den Müll weg, ansonsten bleiben sie unsichtbar. Ach ja, das Mekka der Start-ups, das nahöstliche Silicon Valley! (S. 205)

Die Erkenntnis aus dieser Reise:

War ich je auf einer Reise so mürrisch, abweisend, unzugänglich, uninspiriert? Was hatte ich mir denn erhofft? Niemand braucht hier unseren aus der Zeit gefallenen *Nathan*. Und die wenigsten wollen ihn. Wäre es in Gaza, Bagdad oder Damaskus anders? Es kommt mir vor, als hätte die Separation Wall auch mich, meine Lebendigkeit, meine Geistesgegenwart eingemauert. Ja, die Sicherheit im Land hat sich erhöht, aber um welchen Preis? In wenigen Jahren wird ganz Israel von einer meterhohen Betonwand, Natodraht und Minenstreifen umgeben und nicht nur der vermeintliche Feind ausgesperrt sein, sondern man sich auch selbst eingemauert haben. (S. 219)

Weniger spektakulär und unfreiwillig kontemplativ verlief der Aufenthalt im jordanischen Amman. Der Autor fragte sich: »War ich je zuvor in einer Stadt, die so schwer zu fassen ist?« Eigentlich wollte Roes nach Damaskus reisen, um dort für seinen Einsiedlerroman *Das Stundenbuch*, dessen Handlung während des gegenwärtigen syrischen Bürgerkriegs spielt, Eindrücke zu sammeln. Da dort jedoch Reisende unerwünscht waren, führte sein Weg ins benachbarte Amman, »nicht, weil Amman viel Ähnlichkeit mit Damaskus hätte, sondern allein, um dem verfehlten Ziel doch noch so nahe wie möglich zu kommen«. (S. 223)

Es fällt ihm schwer, den Menschen der Stadt näher zu kommen.

Denn das Leise im Umgang trägt auch ein Element des Unverbindlichen und Schamhaften in sich. Wird eine gewisse Grenze der Vertraulichkeit überschritten, ist es, als habe man sich aneinander verbrannt. Es bleibt

eine schmerzhaft Narbe in der Bekanntschaft. Von nun an meidet man sich und geht einander aus dem Weg. (S. 249)

Die Cafés und Bars um den Pariser Platz wirken durchweg europäisch. Die Besucher sind jung und gut ausgebildet:

Man öffnet die europäische Kultur nicht nach, man begreift sich als Teil der europäischen Kultur. Und möglicherweise stimmt es ja, egal ob in Paris, Berlin oder Amman, es handelt sich inzwischen um eine globale Bohème von jungen Weltbürgern. (S. 246)

Woran sich für ihn die Frage anknüpft: »Wirkt Amman vielleicht gerade deshalb so entspannt, weil es eine in jeder Hinsicht junge Stadt ist und keine gefährdeten Traditionen zu verteidigen hat?« (S. 246) Seine Streifzüge sollen ihn auch in die dunklen Seiten der Stadt führen, aber sie scheinen nicht zu existieren. Stattdessen trifft er auf eine austauschbare westliche Kultur.

Der Kaffee im Ecstasy schmeckt ausgezeichnet, kostet allerdings auch genauso viel wie im Cafe Einstein Unter den Linden, die Musik ist cool, die Gäste sind kosmopolitisch wie die Getränkepreise. Sie fragen niemanden um Erlaubnis, um sich als Weltbürger zu begreifen. Sie sind Teil der Macht, unverschleiert, polyglott, heterosexuell. Zum ersten Mal sehe ich offen lesbische Frauen in einer arabischen Stadt. Sexuelle Selbstbestimmung war und ist immer auch eine Frage ökonomischer Unabhängigkeit. (S. 261)

Jordanien ist das einzige arabische Land, in dem Homosexualität nicht unter Strafe steht. Ist das von Bedeutung? Offensichtlich ja:

Meine Reisen haben mich gelehrt, dass der Umgang mit gleichgeschlechtlicher Liebe überall auf der Welt ein entscheidender Maßstab für die Furchtlosigkeit und innere Schönheit einer Gesellschaft ist. (S. 228)

Und doch, so scheint es zumindest, wirken sich die fehlenden Spannungen lähmend aus. In Roes' Alltagsbeobachtungen mischen sich resignative Reflexionen über das Schreiben:



Nun denke ich, diese Art zu lesen und zu schreiben hat keine Zukunft. Schon bald wird es niemanden mehr geben, der sagt, ohne Literatur würde ich verhungern, verdursten, ersticken. Es wird keine Dichter mehr geben, die sich wegen eines misslungenen Verses die Pulsadern aufschneiden oder auf Grund einer vernichtenden Kritik duellieren und zum Mörder werden. Vielleicht noch in Albanien oder Chile, aber nicht mehr in unserer Welt des Self-Publishing.

Der Niedergang des Schreibens und Lesens ist auch einer des Reisens. Denn der wahre Reisende ist ein Lesender. (S. 226)

Für Roes ist Amman keine Stadt, »die zu einem Werk herausfordert. Für das *Stundenbuch* hätte ich auch in der Schweiz recherchieren können. Was lasse ich hier? Zwei, drei Gespräche, die vielleicht Spuren hinterlassen. Werde ich wiederkommen? Eine Notwendigkeit besteht nicht.« (S. 273)

Ganz anders eine Reise, zu der Roes 1999 aufgebrochen war und die er unter dramatischen Umständen abbrechen musste. Sie führte von Bamako nach Timbuktu. Die gescheiterte Exkursion wollte er zu einem späteren Zeitpunkt zu Ende bringen. Doch wieder sind die Begleitumstände widrig:

Zunächst ist es die Ebola-Epidemie im benachbarten Guinea; dann sind es die Terroranschläge in Bamako und die nach wie vor prekäre Sicherheitslage in und um Timbuktu, die mich von meinen ursprünglichen Plänen Abstand nehmen lassen. Die Aufstockung deutscher Soldaten in Mali zur Entlastung der Franzosen nach den Anschlägen in Paris erhöht die Gefahr für einen zivilen deutschen Reisenden noch, denn Soldaten, in Uniform oder Zivil, sind nahezu die einzigen Europäer, die sich gegenwärtig in den Norden Malis wagen. Verwechslungen sind da kaum auszuschließen. Also habe ich mich entschlossen, den Winter in Tunis zu verbringen und mich imaginär und erinnernd Timbuktu zum zweiten Mal anzunähern. (S. 277)

Entsprechend wechselt im Reisebericht die Perspektive. Mal befinden wir uns in Tunis, dann wieder in Mali. Bevor Roes in Tunis eintrifft, hat dort gerade ein Terrorangriff auf die Präsidentengarde zwölf Todesopfer

gefordert. Ein Gefühl des Unbehagens machte sich bei ihm breit, hielt ihn aber nicht von der Reise ab. Die Stadt selbst erscheint ihm gleichförmig und erlebnisarm, eher reizlos und ermüdend. Auch hier haben die sozialen Medien das Leben stark verändert. Roes stellt einen Riss fest, der das Land und die gesamte Gefühlswelt erfasst und bei der jüngeren Generation eine depressive Grundstimmung herbeigeführt habe. Ihre Welt ist nicht mehr die ihrer Eltern.

Angesichts der sich bei ihm einstellenden Unlust über den Aufenthalt stellen sich Selbstzweifel ein. Hat sein Drang, Neues zu entdecken, abgenommen? Fordert das Alter seinen Tribut, eine sich einschleichende Langsamkeit?

Vielleicht muss das Begehren, die Entdeckerfreude gegenseitig sein. Aber es ist wahr, kaum noch ein Buch, ein Film, eine Theateraufführung, die von mir gelesen oder angeschaut werden wollen oder müssen. So geht es mir auch mit den Menschen. Der Blick richtet sich immer mehr nach innen. (S. 332)

Am Ende der Reise ergreift die »Melancholie der Heimkehr« von ihm Besitz.

Alles, was sich hier ereignet hat, war nur begrenzt und flüchtig. Was ich mit nach Hause nehme, hat keine Substanz. Wir leben in getrennten Welten, nichts Bleibendes verbindet uns, so wenig, wie mich mit den Gehörlosen in Aden oder meinen Studenten in Kabul noch verbindet. Wie sollte sich das Verbindende auf Dauer und über die große Ferne hinweg auch gestalten? Es bedarf der gemeinsamen Arbeit. Alle Beziehungen sind Verhältnisse auf Zeit, alle Verbindungen sind vorübergehend. Man darf nur den Schmerz darüber nicht zu groß werden lassen. Es ist nicht das Erlernte, das ich hasse, was ich hasse ist, daß ich darin wohne. (S. 419)

Bei der erinnerten Reise nach Mali wurde ihm hingegen alles abverlangt. Durch das allgegenwärtige Chaos in dem wenig zivilisierten Land, aber auch in physischer Hinsicht. Roes wurde von fast hundertprozentiger Luftfeuchtigkeit empfangen und von Temperaturen, die selbst nachts noch vierzig Grad betrug. Nach drei Tagen Aufenthalt war er bereits

völlig erschöpft. »Als ob die Stadt mir jeden Lebenssaft aus dem Leib gesogen hätte. Von der Gier ihrer Bewohner ganz zu schweigen. Keinen Schritt konnte ich gehen, ohne dass ein Heer von Händlern mich bedrängte.« (S. 288) Dann stellten sich chronischer Durchfall ein und eine Krankheit mit hohem Fieber, entweder Malaria oder eine schwere Lungenentzündung, verbunden mit schweren Träumen:

Wer bist du?, fragt mich die Stimme ruhig, bestimmt, ohne jegliches Pathos. Meine Reise endet abrupt vor einem großen, graubraunen Felsbrocken. Ein geheimes Tor? Ein imposantes Grabmal? Wer ich bin? Soll ich mir mein eigenes Epitaph in den Stein meißeln? (S. 364)

Sein Körper erschien ihm »wie aus dünnem Glas, durchsichtig, zerbrechlich, doch bis in die letzte Faser gegenwärtig und klar« (S. 349). Schweißausbrüche, Hyperventilation, Blutauswurf, Luftnot, vier Nächte ohne Schlaf und fast ohne Mahlzeit, selbst das Trinken fällt ihm inzwischen schwer, er ist, wie er schreibt, ausgetrocknet, blutig und wund. Er wird schließlich von seinem Bruder nach Deutschland zurückgeholt.

Roes zieht das Fazit:

Es sind selten schöne Orte, an die es mich auf meinen Reisen verschlägt, schön zumindest nicht dem ersten Augenschein nach. Es gibt keine plötzliche Verzauberung, keine Liebe auf den ersten Blick, sondern meist erst mal eine tiefe Verstörung und Orientierungslosigkeit. Mit diesem Orientierungsverlust beginnt die Reise. Jede Reise. (S. 46)

Weder suche ich mir die Reiseziele aus, noch bin ich Herr der Routen und Begegnungen. Es reist mich, wie das Werk mich schreibt. Ja, ich verstecke mich im Text, aber der Text durchdringt auch mich und rumort in mir. (S. 50)

Der wahre Reisende erleidet seine Reise, gibt sich der Fremde hin, wird krank, schwitzt im Fieber, erbricht sich, bezahlt die Gastfreundschaft mit Durchfällen, Parasiten, Hautausschlag, löst sich an den Rändern auf, wird porös, durchlässig, aufnahmebereit. (Ebd.)

Der Reisende ist nicht glücklich. Er fühlt sich alleingelassen, ausgeschlossen, auf sich gestellt, der Verzweiflung nah. Dann, und nur dann geschieht es manchmal, dass ein Fremder sich seiner erbarmt und ihn mit seinem befristeten Schutz beglückt. Das Glück des Reisens kann nicht gefordert, gekauft oder erzwungen werden. Es muss dem Reisenden geschenkt werden. (S. 51)

Und doch fühlen wir uns nie lebendiger als bei neuen Begegnungen. Neue Begegnungen sind Wiedergeburten. (S. 60)

Wann habe ich das letzte Mal das Glücksgefühl des einfachen Daseins gespürt? Ich kann mich nicht erinnern. War es an einen Ort gebunden, im Gebirge, in der Wüste, am Meer? Oder an eine Stimmung, ein Verliebtsein, ein Erfolgserlebnis? Ich weiß es nicht mehr. Doch bin ich mir sicher, dass es Momente auf Reisen waren, herausgenommen aus dem vertrauten Alltag. Augenblicke überraschender, aber ganz und gar nicht beängstigender Vereinzelung, ein fast göttliches Bewusstsein des Ich-binder-ich-bin. (S. 251)

Die Angst vor dem Stillstand ist größer als die Angst vor dem Reisen. Aber treffe ich auf der Reise nur Vertrautes an, ist es doch wieder Stillstand. Schon lange suche ich nicht mehr etwas Bestimmtes, sondern die Suche selbst. Mein Heimweh ist Fernweh. In der Suche, in der Bewegung wohnen. (S. 424)

Für Roes gehört das klassische Reisen inzwischen ebenso der Vergangenheit an wie das Telegramm oder ein handgeschriebener Brief. Stattdessen ergreift das Internet vom heutigen Menschen Besitz. Für Roes eine Gefahr mit unabsehbaren Folgen:

Das Netz kennt keine Höflichkeit und keine Scham, es ist nicht satisfaktionsfähig, es zerstört das soziale Gleichgewicht, von dessen ausgesprochenen und unausgesprochenen Regeln es nichts weiß, und es schafft eigene, unmenschliche Regeln, die in unser soziales Leben eingreifen, ohne dass wir noch auf seine Einfluss hätten. Die Folgen sind weitreichender, als die weitsichtigsten Mahner vorhersehen können. Es handelt sich um

eine soziale Kernenergie, über deren jedes Zeitmaß sprengende Strahlung wir einmal mehr keinen vorausschauenden Gedanken verloren haben. Wir sollten anerkennen, dass es sich um eine letztlich unbeherrschbare Technik handelt, die uns in einem Maße abhängig und verletzlich macht, wie wir es in der Menschheitsgeschichte noch nicht erlebt haben. Wir sollten aus der totalen digitalen Vernetzung aussteigen, ehe sie uns dessen beraubt, was uns als Menschen auszeichnet und von dem sie selbst nichts weiß, weil sie nicht einen Augenblick gelebt hat, unserem analogen, körperlichen Dasein. Denn am Ende steht sonst das Aus realer Erfahrung, das Verschwinden einer Wirklichkeit, wie wir sie bisher erkannt haben und für deren Erkennen und Erleben wir ausgestattet sind. (S. 447f.)

War es legitim, Michael Roes' Buch *Melancholie des Reisens* in eine Darstellung über Krankheiten und psychische Krisen einzubeziehen? Zwei Gründe sprechen dafür. Zum einen die Melancholieerfahrung, die seit je mit Symptomen der Schwermut assoziiert wird und über die der Melancholieforscher Ulrich Horstmann schreibt: »Melancholie hat ... mit Ohnmachtserfahrungen, Überforderungserlebnissen, mit existentiellen Scheitern, der Notwendigkeit und Ausweglosigkeit des Mißlingens zu tun.«<sup>1</sup> Zum anderen schließen wir uns abermals Roes selbst an:

Das Reisen ergreift uns wie eine Krankheit, verändert uns wie eine Krankheit. Ohne krank geworden zu sein, sind wir nicht gereist. Die Entzündungen sind es, die unser Körper nicht vergisst und in ihm eingeschrieben bleiben. Die Verluste sind es, die uns am Ende bereichern, auch wenn sie uns das Leben kosten. (S. 300)

## Anmerkung

- 1 Ulrich Horstmann: *Der lange Schatten der Melancholie. Versuch über ein angeschwärztes Gefühl*, s. [http://untier.de/wp-content/uploads/der\\_lange\\_schatten\\_der\\_melancholie\\_kurz.pdf](http://untier.de/wp-content/uploads/der_lange_schatten_der_melancholie_kurz.pdf)

## **GESPALTENE WAHRNEHMUNG in Timon Karl Kaleyta's Roman *Die Geschichte eines einfachen Mannes* (2021)**

Spätestens seit Voltaires *Candide* (1759) kennen wir den Typus eines gutgläubigen Patrons, der einfach unbelehrbar ist und sich durch nichts in der Welt von seiner eigenen Meinung abbringen lässt. In Timon Karl Kaleyta's Romandebüt *Die Geschichte eines einfachen Mannes* (2021) hat sich so ein Naivling ins postmoderne Zeitalter hinübergerettet. Die Titelfigur ist derart von ihrer Deutungshoheit und Auserwähltheit überzeugt, dass sie mit Scheuklappen durch die Welt geht und nur das registriert, was ins eigene Weltbild passt. Der Roman liefert eine ganze Flut von Beispielen exorbitanter Selbstverblendung und -überschätzung. Er bildet Anschauungsmaterial für notorischen Narzissmus in Reinkultur.

Nahegebracht wird all dies nicht durch eine übergeordnete Erzählinstanz, sondern durch den Hauptakteur selbst, einen Gernegroß, der von dem Spleen besessen ist, die Welt sei nur deshalb erschaffen worden, um seine Genialität permanent unter Beweis zu stellen. Die Konsequenzen einer solchen Erzählhaltung wurden schon an anderen Beispielen dargestellt (s. z. B. S. 256ff. 266ff.). Mit dem Ergebnis, dass man höchst wachsam sein muss bei dem, was ein neurotischer Erzähler dem Leser/der Leserin als vermeintliche Wahrheiten auftischt. Im Extremfall darf man ihm gar nichts glauben. Misstrauen ist also angebracht, in diesem Fall sogar besonders.

Der Leser verfolgt das Geschehen größtenteils mit ungläubigem Staunen. Und dem bangen Gefühl bzw. der Hoffnung, dass sich der zu Übersprunghandlungen neigende Erzähler nicht erneut verrennt und einen kühlen Kopf bewahrt. Man ist ja durchaus gewillt, Sympathien für diesen seltsamen Kauz aufbringen, doch dann schießt er wieder meilenweit übers Ziel hinaus und gebärdet sich wie ein Elefant im Porzellanladen. Dokumentiert ist das alles in einer autobiografischen Aufzeichnung, in der der Erzähler auf die ersten gut 35 Jahre seines Lebens zurückblickt.

Er ist von Geburt an vom Glück geküsst:

Vom ersten mir in Erinnerung verbliebenen Moment empfand ich mein Leben als einen einzigen Segen, und das, obgleich meine Eltern nicht etwa Anwälte oder höhere Beamte, gar Diplomaten oder Unternehmer waren, für die Geld keine Rolle spielte, ganz im Gegenteil. Sie waren zwei einfache, unerbittlich für unser familiäres Auskommen schuftende Fabrikarbeiter, die tagein, tagaus von der schweren Arbeit erschöpft und von oben bis unten mit Ruß und Öl verschmiert nach Hause kamen, um es mir, ihrem einzigen Kind, nie auch nur am Allergeringsten mangeln zu lassen.

Große Teile dieser Kindheit und Jugend verbrachte ich in der Natur. In einem der Wäldchen nahe unserem bescheidenen Reihenhaus, in den schier unendlichen Kornfeldern des Bauern Müller, die gleich hinter unserem Haus begannen und jeden Sommer wie ein goldenes Meer unter meinem Fenster im Wind hin- und herwogten. In jeder freien Minute tobte ich mit meinen Schulfreunden in diesen Feldern herum, bis meine Mutter mich kurz vor Sonnenuntergang wieder in ihre Arme zurückrief – und dann saßen wir drei gemeinsam beim Abendbrot, das meine Mutter so liebevoll zubereitete, machten Scherze über die Ereignisse des Tages und lachten.

Und wenn ich nicht gerade frei wie ein Vogel durch die Natur streifte und mich dabei im Spiel und in Tagträumereien verlor, dann war es mir ein fast noch größeres Glück, meinem Vater, der ein meisterhafter Handwerker war, bei den kleineren und größeren Arbeiten im Haus zuzusehen und ihm im Rahmen meiner Möglichkeiten zur Hand zu gehen. Wenn er im Keller an seiner Werkbank Entzweigegangenes reparierte, als wäre nichts weiter dabei, wenn er nach der Arbeit oder an den Wochenenden in unserem Häuschen noch einen Raum tapezierte, Fliesen und Teppiche verlegte, Wände anstrich, Leitungen erneuerte und so fort. Mit staunenden Augen folgte ich ihm, wie er all diese Zaubereien aus dem Handgelenk schüttelte, und stellte mir vor, wie auch *ich* eines fernen Tages über dieselben Fähigkeiten verfügen würde.

Meine Eltern, die sich alle Aufgaben, so gut es eben ging, teilten, die genau wie ich in all den Jahren ohne Zweifel nicht glücklicher hätten sein können, erzogen mich dabei mit nichts als Sanftmut, Zuspruch und Verständnis, ganz gleich, was ich auch anstellte. Und das, obwohl sie selbst schwere Kindheiten hatten durchleben müssen, Kindheiten voller

Entbehrungen, geprägt von eiserner Strenge, Zucht und Armut, die ihnen beiden den Besuch einer höheren Schule von Anfang an verunmöglicht hatten. (S. 13f.)

So lebt er denn dahin in einer künstlichen Glocke der Selbstzufriedenheit. Doch dann ein erster Dämpfer. Obwohl der 18-Jährige Gymnasiast im Ruhrgebiet und in einem durch und durch sozialdemokratisch geprägten Umfeld aufgewachsen ist, schwärmt er für den damaligen Kanzler Helmut Kohl. In der Schule stempelt ihn dies zum Außenseiter, besonders nach Kohls verlorener Wahl 1998, als die SPD an die Regierung kam. Dass er sich mit einer solchen Haltung zum allgemeinen Gespött machte, stört den Erzähler wenig. Es stachelte seinen Hochmut und seinen Wunsch, sich von anderen abzugrenzen, nur noch mehr an. Fortan erklärt er sich – mehr oder weniger rücksichtslos – zum Maß aller Dinge.

Das Gefühl, ein Sonnyboy auf der ewigen Glücksstraße zu sein, ist jedoch nicht nur eine persönliche Marotte, es wird dem Erzähler auch von anderen einsuggeriert. Auf dem Gymnasium kann er sich der Annäherungsversuche des Referendars kaum erwehren. Jener befragt ihn:

»Sagen Sie mir lieber«, fuhr er fort, »was haben Sie eigentlich mit Ihrem Leben vor? Wissen Sie das schon?«

»Nein, Herr Junge«, schüttelte ich den Kopf. »Darüber habe ich mir noch keine Gedanken gemacht.«

»Das sollten Sie aber. Ich habe das Gefühl, in Ihnen steckt eine ganze Menge. In meinen Augen fahren Sie, wenn ich so sagen darf, mit angezogener Handbremse. Lassen Sie los. Ich glaube, dann hält Sie nichts mehr auf«, sagte er. »Und ich erzähle Ihnen *noch* ein Geheimnis. Sind Sie bereit?«

»Aber nur, wenn es kein gefährliches Geheimnis ist!«, gab ich etwas verschüchtert zurück.

Herr Junge schaute mich an, mindestens einen Moment zu lang für die Tatsache, dass er den Wagen zu lenken hatte, und legte seine Hand verschwörerisch auf mein linkes Knie.

»Jedes Geheimnis ist gefährlich und gleichzeitig ungefährlich. Es kommt darauf an, wer von dem Geheimnis weiß und was man daraus macht... Also, wollen Sie es hören?«



Ich nickte.

»Wenn Sie es weit bringen wollen, wenn Sie an die Fleischtöpfe wollen, dann passen Sie jetzt gut auf. Sie müssen zu den Leuten, die bereits dort sind, wo *Sie* hinwollen. Immer und immer wieder müssen Sie deren Nähe suchen, und, das ist ganz wichtig, Sie müssen diesen Leuten unter allen Umständen das Gefühl vermitteln, dass Sie *keine* Bedrohung für sie sind. Verstehen Sie das? Sie müssen sich immer klein und demütig geben, als könnten Sie keiner Fliege was zuleide tun, als läge Ihnen nichts ferner, als sich in den Vordergrund zu spielen, als hätten Sie das Wort Karrierismus noch nie gehört.«

»Karrie... was? Wie, bitte?«, fragte ich.

»Sie müssen in jeder Situation absolut glaubhaft so tun, als hätten Sie keinerlei Ambitionen, als bewunderten Sie die Leute über Ihnen geradezu. Loben Sie sie, himmeln Sie sie an, seien Sie überfreundlich, hilfsbereit und stellen Sie sich immer ein bisschen dumm und begriffsstutzig dar, das mögen diese Leute. Aber arbeiten Sie im Hintergrund wie ein Besessener. Und dann, eines Tages, kommt Ihre Stunde – bis zu diesem Moment hat Sie noch niemand als Bedrohung wahrgenommen, niemand hat Ihren Aufstieg bemerkt, weil er so kleinlaut daherkam, und plötzlich, über Nacht, haben Sie Ihre Konkurrenten links und rechts überholt und ihre Plätze eingenommen, und alle reiben sich die Augen... Ergibt das Sinn für Sie?« (S. 24f.)

Das Gespräch schließt mit dem von Herrn Junge vorgebrachten Appell: »Gebrauchen Sie Ihre Ellenbogen, wo Sie nur können – Sie haben jedes Recht dazu, Ihnen bleibt kaum etwas anderes übrig als Rücksichtslosigkeit, merken Sie sich das.« (S. 25) Die Rücksichtslosigkeit sei sein »schärfstes Schwert!« (S. 25)

Auch auf der Universität, zunächst während des Soziologiestudiums in Bochum, findet er Protegés. Und das, obwohl er sich gleich mit einem Dozenten anlegt. Er schreibt ihm:

Sehr geehrter Herr Professor, mit zunächst großem Interesse habe ich, wie Sie uns aufgetragen hatten, das Buch Die feinen Unterschiede von Pierre Bourdieu gelesen. Leider muss ich Ihnen mitteilen, dass jedes Wort darin unwahr ist, ja, schlimmer noch: Dieses Buch ist bössartig und gefährlich.

Ist das im Sinne der Universität, wenn ich in diesem Fall ÜBERHAUPT von einer Universität sprechen kann?!?

Ich würde mich sehr freuen, wenn wir einmal in Ruhe darüber reden könnten.

Mit herzlichen Grüßen Ihr Student (S. 65)

Der Dozent zeigt sich keineswegs brüskiert, sondern lädt den Erzähler zu einem Gespräch ein. Dort wiederholt der Protagonist seine Bourdieu-Kritik:

»Allerdings«, sagte ich, »genau. Also, hören Sie zu, Pierre Bourdieu ist ein Lügner, ein Scharlatan, ein gefährlicher Demagoge.«

»Pierre Bourdieu? Ein Demagoge? Der große französische Soziologe, der weitsichtig und scharfsinnig wie kaum ein Zweiter über soziale Ungleichheit geschrieben und geforscht hat?«

»So kann man es natürlich auch sagen...«, murmelte ich.

»Wie kommen Sie denn darauf?«, sagte er und lachte.

»Bourdieu behauptet, dass es für den einfachen Mann nahezu unmöglich wäre, sich über sein Schicksal zu erheben.

Ja, er sagt, man wäre auf ewig und für alle Zeit gezwungen und verdammt, in seiner Klasse und unter Seinesgleichen zu bleiben, weil uns die Klasse in die Art und Weise, wie wir sprechen und leben, eingeschrieben ist. Er sagt, niemand könnte seine Herkunft je abschütteln! Das ist eine absurde Frechheit!«

»Es ist zunächst einmal eine soziologische Hypothese!«

»Eine Hypothese, die verboten gehört!«, rief ich. »Merken Sie denn nicht, dass diese Hypothese, wie Sie es nennen, die Menschen verunsichert und in die Schranken weist? Wie soll denn ein einfacher Mann den Glauben daran bewahren, im Leben alles erreichen zu können, wenn einem in der Universität, in der ohnehin schon katastrophale Zustände herrschen, zu allem Übel noch beigebracht wird, dass man es gar nicht erst zu versuchen braucht? Ist das der Sinn der Soziologie, dass sie dem Menschen das Träumen austreibt?«

»Sie lesen Bourdieu falsch, junger Mann, aber immerhin lesen Sie ihn«, sagte der Herr Professor. »Das Gegenteil ist richtig, Pierre Bourdieu versucht, mit seinen Überlegungen zur Klassengesellschaft doch gerade die versteckten

Machtstrukturen offenzulegen, sodass sie idealerweise – irgendwann in der Zukunft – überwunden werden können.«

»Irgendwann in der Zukunft? Wann soll denn dieses Irgendwann Ihrer Meinung nach sein? In einhundert Jahren? So viel Zeit habe ich nicht, so lang lebt doch keiner! Und in der Zwischenzeit soll ich mich mit den Zuständen in der Welt abfinden? Soll brav soziologische Bücher lesen, mich mit den Gegebenheiten arrangieren, mich im Rahmen meiner Möglichkeiten bucklig schuften und mich schon an den kleinen Dingen des Lebens freuen? Ist es das, was Sie meinen?«

»Bewusstmachung der Probleme ist der erste Schritt zu ihrer Überwindung. Natürlich hat es, um bei Bourdieu zu bleiben, das Kind eines Pariser Staatssekretärs leichter im Leben als das maghrebische Migrantenkind aus der Banlieue oder der einfache Arbeiter aus Toulouse – auf nichts anderes versucht Bourdieu hinzuweisen, und darauf, wie sich diese unterschiedlichen Startbedingungen im Leben manifestieren und verfestigen. Im Geschmack, in der Art zu sprechen, ja, sogar in der Art, die Zukunft zu denken et cetera.«

»Ha!«, rief ich aus. »Verfestigen! Sie sagen es! Aber das könnte Bourdieu so passen. Nein, Bewusstmachung heißt Akzeptanz, heißt, zufrieden sein mit dem, was man hat – für mich liegt darin die ganze Perversion der ›soziologischen‹ Analyse. Die Perversion dieses ganzen Studiengangs. Die Soziologie will, dass wir die Zustände letztlich auch an dieser Universität akzeptieren. Sie will, dass alles so bleibt, wie es ist!«

Der Professor schwieg, vielleicht dachte er ernsthaft darüber nach, was ich gerade vorgebracht hatte.

»Wissen Sie was, ich sollte eigentlich gar nicht hier sein!«, entfuhr es mir nun. »Ich gehöre überhaupt nicht hierher! Ich hätte nämlich Arzt werden können. Alles hätte ich werden können. Werden *müssen*! Ich komme aus einfachem Haus, ganz recht, aber eigentlich bin *ich* der Beweis, dass Bourdieu und seine Soziologie irren. Ich bin das Gegenbeispiel! Es kommt eben *nicht* darauf an, woher man kommt, sondern nur, wie sehr man bereit ist, sein Glück einfach zu akzeptieren. Verstehen Sie doch, Herr Professor, *ich* bin der lebende Beweis dafür, dass das Leben ein Geschenk ist, ein fröhliches Spiel, dass alles erlaubt und kein Weg versperrt ist! ... Ich zog noch einmal an der Zigarette, stand auf und drückte sie über den schweren Schreibtisch gebeugt entschieden in seinem Aschenbecher aus.

»Wissen Sie was, Herr Professor, ich werde Ihnen beweisen, dass Pierre Bourdieu mit seiner Schwarzmalerei falschliegt – ich werde mich von diesem Studium, von der Soziologie und den Zuständen in den sogenannten Geisteswissenschaften, nicht unterkriegen lassen. Ach was, ich werde mich von überhaupt niemandem mehr unterkriegen lassen. Ich nicht! Guten Tag und vielen Dank für Ihre Zeit.« (S. 68ff.)

Fortan versucht er dem Professor zu beweisen, dass auch für ihn, den Studenten aus einfachen Verhältnissen, ein sozialer Aufstieg möglich sei. Er legt sich mächtig ins Zeug und findet Gefallen an der Rolle eines wohlgelittenen Studiosus. Sein Zwischenfazit:

Spätestens ab der Mitte meines Studiums war ich also endgültig angekommen in der Rolle des feinsinnigen jungen Mannes, der viel Zeit darauf verwandte, seine Sitten und Manieren, seine Formen der Höflichkeit und des Geschmacks zu verfeinern und vor dem Spiegel einzuüben, und der gerade im Gespräch mit jungen Frauen, für die ich mich sehr interessierte, ungefragt lange Vorträge darüber zu halten wusste, womit er sich gerade beschäftigte und was das alles für das Individuum und die Gesellschaft zu bedeuten hatte. Die Geschicke der Welt offenbarten mir mehr und mehr ihren Sinn. (S. 85)

Sein Abschluss ist so gut, dass ihm eine besondere Auszeichnung der Universität zuteilwird. An einer diesbezüglichen Feierstunde ärgert ihn allenfalls, dass auch noch andere in den Genuss einer Belobigung kommen. Beim Festbüffet ergibt sich ein weiterer Dialog mit seinem frustrierten Soziologie-Dozenten:

»Aber wie geht es denn jetzt weiter, Herr Professor?«

»Für Sie oder für mich?«, frage er und steckte sich noch eine Frikadelle in den Mund.

»Für *mich* natürlich in erster Linie. Aber auch für uns alle, denke ich.«

»Nun, für Deutschland sehe ich schwarz, offen gestanden. Wissen Sie, der Chinese wird kommen, er ist im Grunde schon da.«

Ich schluckte. »Und die Reformen? Was ist mit den Reformen? Bringen die denn gar nichts?«

Professor Dietrich schüttelte müde den Kopf und wischte sich mit einer Serviette über die fettigen Lippen.

»Hören Sie, was Sie angeht... Ich möchte nichts beschönigen, Sie wissen es selbst, Sie werden nehmen müssen, was Sie bekommen. Nutzen Sie jede Chance, auch wenn Sie denken, Sie seien überqualifiziert. Senken Sie all Ihre Ansprüche. Greifen Sie nach den letzten noch verfügbaren Strohhalmen. Oder noch besser: Heiraten Sie schlau!«, sagte Professor Dietrich und stieß einen quietschenden Lacher aus.

»Heiraten?«, fragte ich erstaunt zurück.

»Ja. Es ist im Grunde Ihre einzige Chance. Ihre Eltern, sie ... haben ja kein Vermögen, richtig?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Sehen Sie. Dann machen Sie etwas aus Ihrem kulturellen Kapital! Lachen Sie sich eine reiche, nette Frau an. Seien Sie modern, machen Sie es wie die Frauen viele Jahrhunderte und Jahrtausende lang zuvor – suchen Sie sich eine Frau mit Vermögen, genießen Sie das Leben, erklären Sie ihr die Welt, reden können Sie ja. Kümmern Sie sich um sie, besorgen Sie den Haushalt, kümmern Sie sich um die Kinder, ich sage es noch mal: Heiraten Sie reich! Einen besseren Rat kann ich Ihnen nicht mit auf den Weg geben, fürchte ich. Und glauben Sie mir, ich meine es gut mit Ihnen«, sagte der Professor und legte seine Hand auf meine Schulter.

»Haben Sie denn Erfolg bei Frauen?«

»Ja, doch, sehr sogar!«, rief ich aus. »Sehr, sehr großen Erfolg!«

»Ausgezeichnet. Das ist schon die halbe Miete. Diese Fähigkeit könnte für Sie noch einmal Gold wert sein ...« (S. 101f.)

Der Dialog mit dem Dozenten macht dem Protagonisten einmal mehr klar, dass er nach dem Studium mit leeren Händen dasteht. Nach wie vor mit rühriger Unbeholfenheit ausgestattet, bewirbt er sich um ein Stipendium des Deutschen Akademischen Austauschdienstes. Und hat tatsächlich Erfolg. Obwohl er kein Wort Spanisch spricht, wird ihm ein Studienplatz an der Universität Madrid zugewiesen. Statt die Universität zu besuchen, flaniert er jedoch ziellos durch die spanische Metropole. Dass er später seine germanistische Abschlussarbeit über Walter Benjamins *Passagen-Werk* (1927-1940) verfasst, passt ganz in sein Weltbild.

Mit den Fördergeldern geht er so saumselig um, dass er bald pleite ist. Die spanische Schönheit Noemie, mit der er liiert ist und in deren Wohnung er eine Bleibe gefunden hat, lässt er daraufhin von einem Moment auf den anderen im Stich. Er flieht nach Deutschland, um in Düsseldorf sein Studium, diesmal der Germanistik, fortzusetzen. Wieder einmal verletzt er Gefühle anderer derart rabiat, dass man ihm alles Schlechte an den Hals wünschen möchte.

Auch diesmal fällt er wieder auf die Füße. Ein Freund aus reichem Elternhaus hilft ihm aus der Patsche und kommt für seine Schulden auf. Er leiht ihm auch die familiäre Jaguar-Luxuskarosse, mit der der Protagonist fortan gern an der Universität vorfährt, um sich von anderen bewundern zu lassen.

Auch dort macht man ihm Avancen. Sein neuer Professor bietet ihm eine Stelle als Tutor für Erstsemester an. Er bewährt sich in diesem Job, der ihm weitere Möglichkeiten bietet, seine Eitelkeiten zu befriedigen. Der Dozent ermutigt ihn ferner zu einer Promotion und bietet ihm eine halbe Vertretungsstelle an – der erste Schritt auf dem Weg einer, wie ihn der Dozent wissen lässt, mit vielen Entbehrungen gepflasterten Universitätslaufbahn. Der Protagonist ist geradezu empört über derartige »halbe Sachen« und lehnt brüsk ab.

Bei seiner neuen Lebenspartnerin, der asiatische Grazie Soyoung Choi, einer reichen Spezialistin für Zahnchirurgie, weint er sich nicht nur buchstäblich aus. Sie nimmt ihn fortan unter ihre Fittiche, wobei eine Portion Fürsorge mit im Spiel ist. Für sie ist der Protagonist ein, wie sie wiederholt sagt, »kleiner Kindskopf«, der zur Räson gebracht werden müsse. Als ihn, wieder einmal, eine Nichtigkeit – gekränkte Eitelkeit – aus der Bahn wirft, überredet sie ihn zu einem Drogenexperiment:

Ich ließ meinen Kopf sinken. Ich fühlte mich erschöpft und ausgelaugt von den Ereignissen der vergangenen Wochen und Monate.

»Warte einen Moment, ich habe eine Idee, und jetzt ist genau der richtige Zeitpunkt dafür«, sagte Soyoung schließlich, stand auf, verschwand im Schlafzimmer und kam kurze Zeit später mit einem geheimnisvollen Lächeln im Gesicht zurück. Ohne ein Wort setzte sie sich neben mich und legte zwei längliche hellgraue Tabletten auf das kleine Tischchen vor uns. Ich schaute sie fragend an.

»Wir nehmen jetzt Drogen«, sagte sie freudig und betonte das Wort »Drogen« auf eine besondere, fast erheiternde Weise, indem sie es in die Länge zog und besonders klar artikulierte. Und dann wiederholte sie es noch einmal: »Droooooooooo- gen!«, und lachte.

»Aber ich nehme gar keine Drogen, Soyoungh«, sagte ich irritiert. »Ich habe sogar noch nie Drogen genommen!«

»Ja, das habe ich mir schon gedacht, um ehrlich zu sein«, sagte sie. »Warum eigentlich nicht?«

Ich grübelte, fand aber keine richtige Antwort. »Sind Drogen denn nicht gefährlich?«, fragte ich schließlich.

»Was soll denn daran gefährlich sein?«, antwortete Soyoungh.

Ich konnte nicht glauben, dass sie das auch nur ansatzweise in Zweifel zog.

»Also, das ist mir, ehrlich gesagt, neu«, sagte sie. »Wer sagt denn so was?« Was für eine bescheuerte Frage, dachte ich.

»Na, alle. Einfach alle! Und darum rühre ich diese Drogen auch nicht an. Für mich ist das nichts, davon habe ich immer schon die Finger gelassen. Und das sollten Sie auch, Frau Dr. Choi, es wird Sie noch in Teufels Küche bringen«, erklärte ich mit ernster Miene.

»So einen Unsinn habe ich ja noch nie gehört«, lachte Soyoungh. »Aber wie gesagt, ich habe mir das schon gedacht, und genau deswegen machen wir das jetzt auch. Unter ärztlicher Aufsicht sozusagen. Es ist nämlich genau das Richtige für so einen verklemmten jungen Mann, wie du einer bist...«

»Wieso denn verklemmt?«, wollte ich wissen.

»Na, hör mal, alles an dir ist eine einzige große Verklemmung. Wie du da schon sitzt und wie unsicher du durch die Gegend stolperst und wie du dich beim Sprechen immer überschlägst und einfach alles«, sagte Soyoungh und streichelte mir nun mit der flachen Hand über die Wange.

»Ach ja?! Wie spreche ich denn?« Mir war der Ärger nun deutlich anzuhören.

»Wie ein einziges großes Durcheinander. Schon als du zum ersten Mal in die Praxis gekommen bist, habe ich gleich gewusst«, führte sie aus, »dass da eine ganz einsame, verklemmte Seele zu mir auf den Behandlungsstuhl geweht worden ist, ein kleiner Mensch, der dringend ein wenig Unterstützung gebrauchen könnte.«

»Das hast du gedacht?«

»Gewusst habe ich es. Und ich habe ja auch recht behalten.  
Und jetzt nehmen wir diese herrlichen Tabletten. Wollen wir doch mal sehen, was das mit dir macht, ob das vielleicht alles ein wenig in Reih und Glied bringt.«  
»Aber was machen die denn mit mir?«  
»Ich würde sagen, sie lösen deine Probleme, zumindest ein paar davon. Und auf jeden Fall für heute.«  
Ich schwieg, dachte nach und machte mir Sorgen.  
»Schau mal, mein kleiner Kindskopf, ich bin doch Ärztin. Im Notfall rette ich dich.« (S. 195ff.)

Als die Beziehung zu Soyoung durch Verschulden des Protagonisten zu Bruch geht, löst das bei seinen Eltern eine halbe Panik aus. Sie hatten sich Hoffnung gemacht, dass ihr sprunghafter Sohn durch die Beziehung endlich zur Besinnung kommen würde. Als er das Scheitern der Beziehung beichtet, heißt es:

Etwas mir bislang ganz Unbekanntes lag in ihrem Blick. Eine Besorgnis ganz eigener Art. Dann senkten meine Eltern die Köpfe. Vielleicht war Soyoung, so denke ich heute, zu dieser Zeit, als ganz langsam alles ein wenig ins Wanken geriet, so etwas wie ihre letzte Hoffnung gewesen.  
»Aber«, sagte meine Mutter, »aber vielleicht seht ihr euch noch mal? Vielleicht wird es ja wieder was mit euch, mein Junge? Bitte, bitte, melde dich doch bei ihr. Es ist nie zu spät...«, fachte sie ihre eigene Hoffnung an.  
»Was hast du denn bloß wieder angestellt?!«, sagte mein Vater. »Was soll denn ohne sie aus dir werden?«  
»Aber das habe ich euch doch gerade alles ganz genau erklärt!«  
Meine Mutter stieß einen schweren, langen Seufzer aus.  
»Und jetzt entschuldigt mich bitte«, sagte ich wütend und stand auf, »mir gefällt diese Stimmung hier überhaupt nicht. Ich habe so viel erreicht, so unendlich viel mehr als jeder andere hier in der Gegend, viel mehr als all diese Idioten, mit denen ich mal Abitur gemacht habe. Und was macht ihr? Ihr misstraut mir und entmutigt mich, wo ihr nur könnt. Ich gehe mich kurz frisch machen, wenn ihr erlaubt? Das ist ja hier nicht zum Aushalten.«  
Ich stand auf, stampfte die Treppen nach oben, schloss mich im Badezimmer ein und versuchte, mich zu beruhigen.« (S. 258f.)



Schuld am Scheitern seiner Beziehung zu Soyong war nicht zuletzt die Musik. Sie ermöglichte es dem Protagonisten, sein Traumtänzer-Dasein bis über das dreißigste Lebensjahr hinaus auszuleben. Obwohl musikalisch untalentierte, verfügt er über die besondere Gabe, dadaistische Songtexte aus dem Ärmel schütteln zu können und diese auf der Bühne exzessiv zu zelebrieren. In Insiderkreisen der Clubszene erlangt er hierdurch einen gewissen Kultstatus. Doch der Erfolg steigt ihm zu Kopf und er degradiert seine Bandmitglieder zu Statisten. Als er mit »seiner« Band (die in Wirklichkeit die seines Freundes ist) erfolgreich durch die Lande tour, werden windige Plattenfirmen und Manager auf ihn aufmerksam. In Kontaktgesprächen entgeht diesen nicht, dass ihr Gegenüber in einer rosaroten Wolke lebt und sich gern umschmeicheln ließ. Entsprechend nutzen sie seine Unerfahrenheit aus. Ein geplanter Plattenvertrag kommt nicht zustande, was den Protagonisten in den finanziellen Ruin treibt. Wieder einmal steht er vor einem Scherbenhaufen. Seine Versuche, erneut mit Soyong anzubandeln, scheitern. Nachdem er sie vollkommen vernachlässigt hatte, war sie eine neue Beziehung eingegangen. Sie war ein weiteres Opfer, das der Protagonist in Kauf nahm, um seinen Ego-Trip auszuleben.

Am Schluss hat der Protagonist nicht nur bei seinen Freunden, sondern auch beim Leser sämtlichen Kredit verspielt. Er bietet ein einziges Bild des Jammers. Völlig abgebrannt (seine Schulden belaufen sich mittlerweile auf 20.000 Euro) hauste er in einer Berliner Hinterhof-WG:

Jeden Tag verließ ich mein Kämmerchen ein wenig hoffnungsloser und entmutigter, schritt ziellos durch die Straßen der Hauptstadt, jeden Tag in eine andere Richtung, und hoffte, dass sich vielleicht irgendetwas ereignen würde, eine Fügung des Schicksal, etwas, mit dem ich nur ein kleines bisschen Geld verdienen konnte, um einerseits Mut zu schöpfen, aber vor allem nicht schon bald auf der Straße zu sitzen, ganz unten, wie ich es mir, wenn ich am Abend im Bett lag und es mich vor Angst schüttelte, bereits ausmalte.

Ich war gewillt, alles zu versuchen. Einmal hatte ich mir sogar eine Tageszeitung gekauft und darin, wie ich es mir als Kind immer vorgestellt hatte, nach Stellenanzeigen gesucht, dann allerdings festgestellt, dass es so etwas überhaupt nicht mehr gab ... Ich hatte nun seit zwei Tagen nichts

mehr gegessen, meine Reserven waren vollständig aufgebraucht, keinen Cent besaß ich mehr, als ich eines Morgens erwachte. Ich hatte Hunger, mich schier wahnsinnig machenden Hunger, und nach dem Aufstehen versuchte ich, im Kühlschranks meiner Mitbewohner irgendetwas Essbares zu finden, auf dass ich den Tag nicht mit knurrendem Magen verbringen müsste. Aber außer ein paar alten, schon etwas gallertartig gewordenen Haselnüssen auf dem Boden des Gemüsefachs konnte ich nichts Essbares finden, das nicht später sträflich vermisst worden wäre. Mit etwas Überwindung steckte ich mir die Nüsse in den Mund und schluckte sie ohne zu kauen runter. Dann brach ich mit zittrigen Beinen und beginnendem Schwindel auf.

Es war zu allem Übel auch noch ein Sonntag, schon am nächsten Tag würde die Miete anfallen, und ich schlenderte mit gesenktem Kopf durch die Straßen, schoss dann und wann einen kleinen Kiesel vor mir her, als ich mit einem Mal, ich hatte die Hoffnung schon fast wieder aufgegeben, vor einem gigantischen, hoch aufragenden Bunkerkomplex stand, vor dem eine haushohe Skulptur aus weißem Marmor aufgebaut war. (S. 290f.)

Doch das Schicksal meint es abermals gut mit ihm. Ein dubioser Kunsthändler nimmt sich seiner an und stellt ihn als Hausmeister ein. Wie in Jan Philipp Zymnys Roman *Grüß mir die Sonne* (s. S. 395ff.) erlangt er durch körperliche Arbeit Boden unter den Füßen. Aber wird das auf Dauer gut gehen? Die letzten Sätze des Romans verheißen nichts Gutes: »Welche unglaublichen Überraschungen, fragte ich mich nun manchmal heimlich, würde der liebe Gott wohl als Nächstes für mich bereithalten? Ich konnte es eigentlich kaum mehr erwarten.« (S. 313)

Mit der Figur des »einfachen Mannes«, der natürlich alles andere als ein einfacher Mann ist, hat Timon Karl Kaleyta einen originellen Charakter erschaffen, dessen Werdegang und Schicksal der Leser/die Leserin mit einer Art Hassliebe über gut 300 Romanseiten mit gleichbleibendem Interesse verfolgt. Er lernt eine Gestalt kennen, die wie der Grimm'sche Hans im Glück all sein Hab und Gut (in diesem Fall seine Talente) verschleudert und sich doch lange Zeit wie ein Krösus fühlt. Bis ihn dann ein Totalabsturz zumindest temporär zur Besinnung kommen lässt. Dass der Autor mit seinem Antihelden das Geburtsjahr, die Herkunft und die Stationen des Werdegangs (unter anderem auch die musikalische

Vergangenheit, er ist Mitglied der Band »Susanne Blech«) teilt, ist eine zusätzliche Pointe der hier grandios betriebenen Identitätscamouflage.

Über solche autofiktionalen Lesarten hinaus hat Kaleyta in seinem Roman – im Kontext der vorliegenden Untersuchung – einen Typus beschrieben, der Opfer seiner selektiven Wahrnehmung ist und an einer eklatanten Diskrepanz zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung leidet. Dabei scheinen – im Subtext – auch Bezugnahmen auf den heutigen Kunst- und Kulturbetrieb mit im Spiel zu sein. Dieser bringt, könnte man interpretieren, in instabilen gesellschaftlichen Zeiten labile Nerds hervor, mit deren Selbstbewusstsein es nicht weit her ist. Einen ähnlichen Typus hat Jörg Albrecht in seinem Buch *Anarchie in Ruhrstadt* (2014) karikiert: Verblendete Existenzen, die in einer rosaroten Traumwelt leben und ein Dasein ohne Netz und doppelten Boden fristen, sich irgendwie durchs Dasein lavieren und dabei oft nur ihren eigenen Weg und Vorteil vor Augen haben, koste es, was es wolle. In ihrer eigenen Überempfindlichkeit sind sie immun gegen jede Form von Kritik und zerfließen in Selbstmitleid, wenn sich Dinge anders als erhofft entwickeln. So scheint die Titelfigur von *Die Geschichte eines einfachen Mannes* auch die Blaupause für heutiges Künstlerdasein abzugeben, das sich häufig auf des Messers Schneide bewegt. In Kaleytas Roman ist all dies mit einer selbstironischen, tragikomischen Note konnotiert. Eine wohlkalkulierte, oft provozierende Erzählhaltung, die den besonderen Reiz des Textes ausmacht.

Mit einem Schwarmgeist wie dem Kaleyta'schen Antihelden gelangen wir zum Anfang dieser Untersuchung zurück und damit zu einem pathologischen Genie wie Anton Mathias Sprickmann (s. S. 11ff.). Er musste erkennen, dass Talent allein nicht ausreicht, um in der wirklichen Welt bestehen zu können. Kaleytas Romanheld ist dagegen in postmodernen Zeiten ein Spieler und Hochstapler, Opfer und Täter zugleich.